



Ich bin der ‚Ich-bin-da‘

Predigt zu Exodus 3, 1-8.13-15 am 24.3.2019

In der heutigen Lesung hören wir von einer Begebenheit, die die meisten unter uns von Kindesbeinen an kennen: die Geschichte von Mose am brennenden Dornbusch, die ja auch unser einziges farbiges Fenster in der Anbetungskapelle ausstrahlt. erinnern Sie sich vielleicht noch an kindliche Reaktionen und Überlegungen? An das Staunen vielleicht, mit dem Sie sich vorgestellt haben, dass der Strauch zwar brennt, aber nicht verbrennt, und wie die geheimnisumwitterte Stimme zu Mose spricht?

Tatsächlich ist dieser Abschnitt aus dem Buch Exodus ein grundlegender Text der Bibel, für Juden wie für Christen gleichermaßen. Die Offenbarung des Gottesnamens und seiner Bedeutung ist weit mehr als eine Information. Mit ihr ist ein Programm verknüpft, das für die Weiterentwicklung der Vorstellung, die wir uns von Gott machen, von eminenter Bedeutung ist. Mit der Antwort, die Mose bekommt – „Ich bin der ‚Ich-bin-da‘“ –, schauen herkömmliche Götter und Gottesbilder, wie sie im Alten Orient weitverbreitet waren, plötzlich alt und überholt aus. Der „Ich-bin-da“ ist kein abgehobener Pharao, dem das Schicksal der Menschen gleichgültig ist. Kein Gott der griechischen Mythologie, der mit den Menschen spielt wie ein Schachspieler mit seinen Figuren. Der „Ich-bin-da“ der Dornbusch-Geschichte ist ein Gott der Unterdrückten, der Leidenden, er ist ein Gott der Migranten: „Ich habe das Elend meines Volkes gesehen, und ihre laute Klage habe ich gehört. Ich kenne ihr Leid.“ (vgl. Ex 3,7) Er geht ihnen voran und führt sie ins Gelobte Land, „in ein schönes, weites Land, in ein Land, in dem Milch und Honig fließen“ (Ex 3,8a). Der Auszug aus Ägypten wurde zur grundlegenden Erfahrung des jüdischen Volkes. Die Erinnerung an den Exodus hat den Juden in Zeiten der Bedrängnis und der Verfolgung immer eine letzte Hoffnung genährt.

Ein Flüchtling heute: Ich bin geflohen. In meiner Heimat gibt es nur Korruption, wohin man schaut. Schülerinnen und Schüler werden in der Schulzeit zu militärischem Training einberufen. Und während des Krieges wurden fast alle



zwangsweise eingesetzt, zum Teil sogar an der Front. Es gibt keine Redefreiheit und keine Religionsfreiheit. Mein Vater wurde ohne Erklärung verhaftet und ist noch im Gefängnis. Frauen werden wie Sklavinnen gehalten und vergewaltigt. Und wenn sie freikommen, werden manche von ihren Familien verstoßen. Andere bringen sich selbst um, wieder andere ihr Kind. Manche werden verrückt.

Ein weiterer Flüchtling heute: Meine Heimat bietet wirtschaftlich keine Zukunft. Wer Arbeit findet, wird so schlecht bezahlt, dass er seine Familie nicht ernähren kann. Ich will hier arbeiten. Hier bekomme ich ohne Job mehr Geld als zu Hause für viele Stunden harter Arbeit. Warum mich manche als „Wohlstandsflüchtling“ beschimpfen, verstehe ich nicht.

Eine Sozialarbeiterin: Ich bin Sozialarbeiterin im Flüchtlingsbereich. Meine Arbeit zehrt an den Kräften. Was wir derzeit erleben, ist wie eine Völkerwanderung. Gemessen am Wohlstandsgefälle der Erde wird der Zustrom von Flüchtlingen nicht ab-, sondern zunehmen. Wir müssen Menschen in akuter Not schnell und unbürokratisch helfen, sie vor dem Ertrinken oder Verhungern retten. Wir müssen ihre Asylanträge schnell und genau prüfen, um gerecht entscheiden zu können, wer bleiben darf und wer zurückmuss. Kirchenasyl ist in letzter Konsequenz eine notwendige und hilfreiche Brücke. Vor allem müssen wir alles daransetzen, um die Situation in den Herkunftsländern zu verbessern.

Vor dem Hintergrund solcher Erfahrungen, von Hoffnungen, Sorgen und Ängsten ist die Botschaft vom „Ich-bin-da“ zutiefst befreiend. Sie darf aber nicht zum realitätsfremden frommen Wunsch verkommen! Vielmehr beinhaltet sie ein Ethos der Solidarität und nimmt alle in die Pflicht, für die die Botschaft vom brennenden Dornbusch mehr ist als eine biblische Geschichte aus Kindertagen. Sie hat Konsequenzen für Juden, Christen und Muslime, denn auch der Koran hat diesen Text übernommen. Das Alte Testament formuliert eine frühe Sozialgesetzgebung, die die Fremden miteinbezieht und Israel an die eigene Existenz als Fremde erinnert: Einen Fremden sollst du nicht ausnützen oder ausbeuten, denn ihr selbst seid in Ägypten Fremde gewesen (Ex 22,20). Und: Der Herr liebt die Fremden und gibt ihnen Nahrung und Kleidung – auch ihr sollt die Fremden lieben, denn ihr seid



KATHOLISCHE BONIFATIUSGEMEINDE DORTMUND

Fremde in Ägypten gewesen (vgl. Dt 10,17-19). Deutlich wird uns da der Zusammenhang von Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit vor Augen geführt.

Der „Ich-bin-da“ hört die Schreie der im Mittelmeer Ertrinkenden. Und er wird ihre Schlepper, korrupte Politiker und Kriegsherren ihrer Heimatländer, aber auch scheinbar hilf- und machtlos danebenstehende Politiker in Europa für ihr Verhalten zur Rechenschaft ziehen. „Hau ihn um!“ sagt der Weinbergbesitzer zu seinem Gärtner im heutigen Evangelium angesichts des Feigenbaumes, der jahrelang keine Frucht bringt. Derselbe Gärtner hat sich jahrelang um den Feigenbaum gekümmert.

Dieses Gleichnis passt gut zu dem Mann, der heute vor 39 Jahren am Altar erschossen wurde: Oscar Romero. Er galt als konservativer Schöngest, der nicht wollte, dass sich die Kirche in die Politik einmische. So einen wollten die Mächtigen El Salvadors, des Partnerlandes der diesjährigen MISEREOR-Aktion, gern als Erzbischof sehen. Doch einmal im Amt, sah Romero bald, dass seine Kirche sich nicht raushalten konnte: „Die Kirche ist keine unantastbare Festung, sondern sie verkörpert die Nachfolge jenes Jesus Christus, der inmitten der Welt lebte, arbeitete, kämpfte und starb.“

Oscar Romero verlas die Namen der Verschwundenen nach der Predigt, betete für die Opfer der Militär-Junta und forderte die katholischen Soldaten auf, die Waffen niederzulegen. In den Augen des Volkes war Romero längst ein Heiliger, lange bevor Papst Francesco ihn heiligsprach. „Vielleicht trägt er doch noch Früchte,“ sagte der Gärtner. Sein Optimismus behielt Recht!!

Bernward Hallermann